

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Kuehns, Kurt Eberhard: Orlog. Erzählung

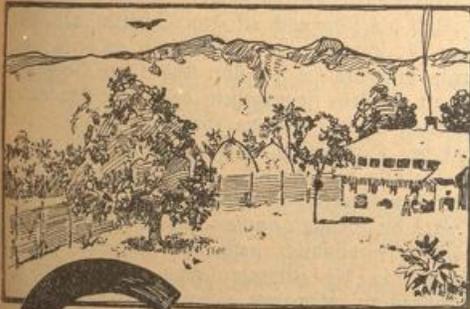
**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

... soll herüberkommen mit den Kindern . . . O, wie habe ich Sehnsucht erlitten, Schmerzen, Scham, Neue . . . In harter Schule gewesen . . . Jetzt geht's gut; ich denke, ich bin auch besser geworden.“ —

Am folgenden Tage sagte Träudel „Ja“ zu dem Professor Löffinger, und sechs Wochen darauf zu dem Pfarrer in der Kirche. Zwei Tage darnach reiste Gundel mit den Kindern ab nach Yanktown ins ferne Westamerika. Dorthier kam aber noch mancher Geldbrief über den Träudel nicht mehr erschraf. Damit wurde auch das Häuslein und der Garten mit den Apfel- und Kirschbäumen ausgelöst und die Ferien dort zugebracht. Die Ursel zog nach dem baldigen Tode ihres Herrn zu dem jungen Ehepaar als Kindsmagd. Die jüngste Generation Kinder aber, die ihr so anvertraut wurde, bekamen keine Klapsse mehr von ihrer knochigen Hand, sondern viel mehr Liebesungen, namentlich der älteste Stammhalter Adalbert, so daß Träudel der alten Frau einen Finger machen mußte und warnend sagte: „Erzieht mir nur nicht einen Abgott!“

**Orlog.**

Erzählung von C. Kühns.



**E**s war zur Zeit der großen Aufstände in Deutsch-Südwest, als diese am heftigsten lohten. — Ein heiterer Morgen lachte über der weiten afrikanischen Steppe;

in seinen, blauen Rissen hob sich das nahe Gebirge in den sonnendurchleuchteten Himmel, und der Schrei eines mächtigen Raubvogels, der mit weit gespannten Schwingen um die nahen Bergeshäupter kreiste, tönte spärlich über die einsame Landschaft.

Eine Pfade, eine Straße, eigentlich nur die Spur durch den Sand mahrender Geleise, zog sich durch den Busch, und an dieser lag in freundlicher Höhe, inmitten einiger kleiner angebauter Felder und grüner Weidestrecken, die buntgedeckte Kinderherden bevölkerten, eine Farm. Es war ein kleines, aber sauberes Gebäude, umgeben von einer hohen Fenz; alte Akazien beschatteten das Dach. Stallräume und Scheunen schlossen sich an; in kurzer Entfernung lagen die Hütten einiger Eingeborenen.

Die Farm hieß Neu-Stendal und gehörte einem

Altmärker Fritz Bredemüller, der sich vor kaum zwei Jahren mit seinem jungen Weib und seinen Kindern hier angesiedelt hatte.

Auf der Bank vor der nach dem Hof sich öffnenden Tür des Hauses saß ein altes Hereroweib und schob mit leisem Gebrumm einen Kinderwagen hin und her. Neben ihr stand die Frau des Hauses, eine blühende Erscheinung, blauäugig und mit blondem Haar, und blickte gedankenvoll vor sich hin. Sie hatte Milchgerätschaften gereinigt, doch die Arbeit beiseit gelegt, ganz in ihr Sinnen verloren.

An die Heimat dachte sie, an den ruhigen Frieden eines deutschen Dorfes, wo nichts die fleißige Arbeit des Landmannes störte, wo nicht ausgebrannte Farmen, die Leichen Erschlagener am Wege Kunde gaben von den Schrecken eines wilden und furchtbaren Landes.

Kinderstimmen ertönten hinter ihr; zwei muntere Knaben, blühend und blondlockig wie die Mutter, sprangen heran. Ihre beiden Ältesten. Sie ritten auf Steckenpferden und führten kleine Kindergewehre in der Hand.

„Wir reiten auf Kundschaft, Muttmchen!“ rief der Größere von beiden mit glänzenden Augen, „wie Vater!“

Die Mutter nickte lächelnd, doch plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie zog ihre beiden Jungen an sich und drückte einen warmen Kuß auf ihre Stirnen.

Da knirschte der Sand draußen vor dem Hoftor. „Der Vater!“ riefen die beiden Jungen und stürmten ihm entgegen.

Durch das Tor der Fenz ritten auf Reitochsen eben zwei Männer, in Lederhosen, einfachen Blusenhemden und breitkrempigen Hüten, bis an die Zähne bewaffnet. Der eine, eine breitschultrige Gestalt mit langem, wallendem Bart, war Fritz Bredemüller, der Farmer von Neu-Stendal; der andere, von kleiner, untersehter Figur, mit kurzem, struppigem Schnurrbart und lustigen Augen, war der Farmer Wilhelm Schulz, ihr Nachbar, dessen Hof die nächste Ansiedlung bildete und etwa 10 Kilometer von Neu-Stendal entfernt lag. Und Nachbarn waren Fritz Bredemüller und Wilhelm Schulz nicht nur hier in Südwest, Nachbarn waren sie schon in ihrem Heimatdorf im Altmärkischen gewesen. Ja, man munkelte sogar, daß Wilhelm einstmals stark auf Freierrsfüßen gegangen, als die schöne Ida noch auf dem Hofe ihres Vaters war und dann aufs Gut kam, um die Wirtschaft zu lernen, wo der stattliche Fritz Bredemüller als Verwalter angestellt war. Nun, über dem stattlichen Fritz hatte Ida den kleinen Wilhelm wohl übersehen; sie nahm jenen, und Wilhelm trug es ihr nicht nach. Er brach seine Freundschaft mit Fritz nicht, ja! als das junge Paar sich entschloß, in der weiten Ferne sich eine neue Heimat zu gründen, die ihnen, fleißigen und strebsamen Menschen, ein schnelleres Fortkommen ermöglichen sollte, da ergriff auch Wilhelm die Wanderlust, und er schloß sich dem mutigen jungen Paare an.

— Hier, inmitten der weiten Steppen von Südwest hatten sie nun Hütten gebaut.

Die Männer sprangen von ihren schwerfälligen Reittieren, und Jda eilte ihnen entgegen. Alle Sorge und Bangigkeit war aus ihrem Herzen verschwunden, als sie ihren Gatten vor sich sah, in das altvertraute Gesicht ihres Jugendfreundes blickte.

„Das sind ja nichtswürdige Knochenmühlen, diese Rindviecher!“ lachte Wilhelm, seinem Reitochsen einen Schlag auf den Schenkel gebend. „Seit die Regierung unsere Pferde für die neuangekommenen Truppen requiriert hat, habe ich, außer ein paar Minuten zu Haus auf meinem Lehnstuhl ohne Sitzfläche noch nicht wieder bequem gesessen.“

Auch Fritz und Jda lachten. „Und wie ist euer Ritt abgelaufen?“ forschte Jda. „Habt ihr Hereros gesehen?“

Die Männer wurden ernst. „Gesehen nicht,“ erwiderte Fritz nach einer Pause, „aber Vieh fehlte.“

„Sie lauern also hier herum?“ rief Jda und verfärbte sich sichtlich.

„Es ist nicht gesagt!“ begütigte Wilhelm. „Das Vieh kann sich auch verlaufen haben. Der Hüttenjunge war auch weg.“

„Also auch zu den Hereros!“ sagte Jda düster.

„Oder um das Vieh zusammenzutreiben,“ entgegnete Wilhelm. „Man muß abwarten.“

„Fritz!“ rief Jda mit ausbrechender Leidenschaft, „wollen wir nicht aufpassen auf unsern Ochsenwagen und abfahren, so lang es noch Zeit ist? Denke an unsere Kinder, unsere lieben Kinder, wenn ein Hererofirri auf ihre Stützen faßt!“

In das Gesicht des Mannes trat ein troziger Ausdruck. „Sollen wir alles, was wir so mühsam hier gegründet haben, feige im Stich lassen,“ sagte er, „nur weil Krieg in der Luft liegt und weil ein paar Stück Vieh fehlen, die sich vielleicht wirklich nur verirrt haben? Es fragt sich außerdem noch, wo wir sicherer sind: hier in unserem festen Haus hinter unserer wohlverwahrten Fenz, oder draußen im Busch, wo unser einzelner Wagen jedem Buschklepper von Feldherero zur Beute fallen kann. — Es ist ein weiter Weg bis Windhut.“

Jda atmete schwer. „Was meinst du, Wilhelm?“ wandte sie sich an diesen.

Der wiegte langsam den Kopf. „Eigentlich meine ich dasselbe wie Fritz!“ sagte er. „Angstige dich nicht unnützlich, Jda! Sieh, es steht in unserer Gegend noch nicht so schlecht. Vorgekommen ist unbesonnen in unserer Nähe nichts, unsere Schwarzen gehorchen noch, und wenn mal solch Lämmel von Feldherero im Vorbeigehen ein paar Ochsen maust, — na, darum fällt doch nicht gleich der Himmel ein, auch der afrikanische nicht.“

Die ruhigen Worte machten sichtlich auf Jda Eindruck.

„Also bange machen gilt nicht!“ fuhr Wilhelm fort, und der alte, heitere Ausdruck trat auf seine Züge. „Wißt ihr übrigens was Neues? Mit meinem Heiraten wird's jetzt Ernst. Mein Freund Klauffen

hat doch für mich in Deutschland eine Heiratsanzeige einrücken lassen: Junger Farmer, nicht unvermögend usw., wünscht sich zu verheiraten. Darauf ist eine Nachfrage gekommen, der Frachtfahrer hat mir vorgestern den Brief mitgebracht. Die junge Dame fragt, ob es bei uns in Südwest recht viel Kakao und Schokolade gäbe, dann würde sie hier ihr Paradies erblicken und sofort kommen. Sie äße zu gern Schokolade!“

Fritz und Jda lachten schallend.

„Das ist mein Fall, die Schokoladendame,“ fuhr Wilhelm fort. „Die werde ich heiraten oder keine! Seinen Spaß muß der Mensch haben, das habe ich immer gesagt.“ Damit kletterte er lachend wieder auf seinen knochigen Reitochsen, grüßte mit der Hand und jodelte, seinem Tier die Schenkel in die dünnen Flanken schlagend, zum Hoftor hinaus.

Fritz ging ins Haus, legte Gewehr und Patronengürtel ab und setzte sich an den einfachen Holztisch, auf dem Jda ihm das Frühstück vorsetzte. Jda nahm ihm schweigend gegenüber Platz. Nach kurzer Mahlzeit ging ein jedes von ihnen wieder an seine gewohnte Arbeit. Sie ist's, die am leichtesten die trüben Gedanken verschucht und den Menschen den alten, frohen Mut zurückgibt.

Und als Jda nach eifrigem Schaffen, das Klüßchen für ihre Kleinsten in der Hand, an deren Wagen trat, und als sie sich über das kleine Geschöpfchen beugte, da hatte sie vergessen, daß es draußen schwarze Knechte waren, die die Gespanne zum Feiertag auf den Hof trieben, daß im nahen Busch vielleicht Orlogleute der Hereros, gierig nach dem Blut der deutschen Siedler, lauerten.

Als die Sonne gesunken und die abendliche Kälte, doppelt empfindlich nach der sengenden Hitze des Tages, in die Zimmer drang, zündete Fritz sein Pfeisichen an, verwahrte nochmals Schloß und Riegel, machte die Hunde los und nahm dann mit seiner Frau vor den Betten ihrer Kinder Platz, die den festen, ruhigen Schlaf der Kindheit schliefen. Draußen herrschte tiefe Stille; nur ein Schafal bellte heiser fern im Busch.

Auch die Hütten der Eingeborenen lagen in tiefster Stille; heut drangen nicht die Töne ihrer schwermütigen Gesänge in den dunkeln Abend hinaus, wie sonst so oft. Das Schweigen um die stille Farm wurde beängstigend, bedrückend.

Jda legte sich bald zu kurzem Schlummer nieder, doch Fritz fand keine Ruhe. Er ergriff sein Gewehr und umkreiste sein einsames Gehöft, begleitet von seinen treuen Hunden. Nichts Verdächtiges machte sich bemerkbar. Alle Stunden wiederholte er seinen Rundgang, doch nichts störte die tiefe Stille der Nacht.

Endlich wob das Morgenrauen um die Kluppen des nahen Gebirges, und der kühle Morgenwind strich mit eisigem Hauche von den Bergen. Ganz ohne Übergang hob sich die Sonne über den Horizont, und ihre leuchtenden Strahlen drangen, wie ein Flammenmeer um die einsamen Bergeshäupter sprü-

hend, in vollen Fluten auf die von der Nachtkühle erstarrte Erde hinab.

Auch in das enge Gemach, in dem Ida mit ihren Kindern ruhte, drangen ihre goldenen Pfeile. Ida erhob sich und sah in den leuchtenden Morgen hinaus. Draußen erklang das behagliche Brüllen des Viehs und das Gackern des Hühnervolkes, das eilig aus seinen Ställen drängte.

Die Morgensonne, erhebe sie nun ihr Strahlenantlitz über deutsche Erde oder über den heißen Steppensand der afrikanischen Wildnis, besitzt überall die gleiche feurige Kraft, die Mut in die Herzen der Menschen senkt. Auch Idas Herz faßte frohe Hoffnung.

Geitert und wohlgenut trat sie in das kleine Eßzimmer, in dem in langen Ricken die Milchsaaten zum Käsen standen. Auch Fritz kam herein und stellte sein Gewehr in die Ecke.

„Horch! wie das Vieh nach der Weide brüllt!“ sagte er, sich die vom Morgenfrost starren Hände reibend. „Ich habe ihnen vorhin schon etwas Hafer und Salz geschüttet, — sie haben's schnell genug oerpugt. Von unsern schwarzen Bengeln ließ sich noch keiner sehen, diese Kimmel sind aus ihren warmen Pontoks morgens ebensowenig herauszukriegen, wie zu Haus die Knechte.“ Er lachte behaglich und fuhr fort: „Nun Sorge aber erst für eine warme Tasse Kaffee, Muttmchen! Donnerwetter! solche Nachtpaziergänge machen doch müde.“

Er folgte seiner Frau in die Küche, wo über dem schnell geschürten Feuer schon das Wasser zu brodeln und zu zischen begann.

„Die alte Zemima ist auch noch nicht auf!“ sagte Ida, langsam das heiße Wasser durch den Trichter gießend. „Du hast wirklich recht, man kann sich über die schwarzen Diensthöten noch mehr ärgern als über die weißen.“

Beide Gatten schlürften den warmen belebenden Trank.

„Jetzt wird's mir aber doch zu bunt!“ rief Fritz mit ausbrechender Heftigkeit. „Es ist bald halb sieben und keiner dieser schwarzen Schufte läßt sich sehen! Denen werde ich Beine machen!“ Er sprang auf und eilte auf den Hof. Im Vorbeigehen riegelte er dem an der Fenz sich drängenden Vieh das Tor auf und eilte dann zu den Hütten seiner Leute hinab.

Ida indes wandte sich zu der Schlafkammer, aus der das Weinen ihrer Jüngsten ertönte und die hellen Stimmen der größeren Jungen, die, im Nacht hemd umherhüpfend, laut nach ihrer Zemima riefen.

„Wollt ihr nicht solchen Skandal machen, ihr Schlingel!“ sagte die Mutter eintretend. „Ist Zemima noch nicht hier? Na, warte, du alte, schwarze Nachteule!“ Sie eilte in die Schlafkammer der Alten und fand jene — leer! Wo war Zemima? Zemima war Christin, Zemima hatte sich immer treu und anhänglich gezeigt, — wo war Zemima? Frau einer diesem schwarzen Volk!

Ganz betroffen ging Ida zu ihren Kindern zurück und begann diese selbst zu waschen und anzuziehen.

All die Heiterkeit und frohe Laune, die mit den Strahlen der Morgensonne sie überkommen, war verschwunden, schwarze Schatten zogen wieder beängstigend über ihre Seele.

Da trat Fritz ein; auch seine Stirn war düster und sorgenvoll.

„Die ganze Bande ist ausgerissen!“ sagte er, die Faust ballend, und setzte sich schwer auf einen Stuhl. „Was nun?“

„Was nun?“ wiederholte Frau Ida mit einem gepreßten Seufzer. „Siehst du, Fritz, ich habe es ja geahnt, daß etwas vorgeht! Wärest du mir gefolgt und hätten wir unsere Habe aufgepackt und wären auf und davon gefahren! Beizeiten! Aber ihr Männer, ihr denkt immer an Geld und Geldeswert, aber an das, was mehr wert ist, an das Leben von euch selbst und euren Lieben denkt ihr nicht!“ Frau Ida verhielt mühsam ihre Tränen. „Und wenn wir jetzt noch fort wollen,“ fuhr sie fort, „wer weiß, ob wir's überhaupt noch können — ob das Vieh draußen auf der Weide noch unser ist, — ob Ochsen genug da sind, unsere Wagen zu bespannen.“

Der Mann fuhr auf. „Höre, Ida,“ — er legte seine Hand auf seines Weibes Schulter — „es ist jetzt keine Zeit zum Klagen und Jammern. Es liegt alles in Gottes Hand, viel in unserer eigenen. Jetzt heißt's handeln. Ich will hinausreiten und von unsern Herden zusammentreiben, was irgend noch da ist, damit wir sie nahe am Hofe und nachts in der Fenz haben. Du richte das Haus her und Küche und Keller, damit wir's einige Tage aushalten, und die Jungen können auch schon was tun. Sie sollen Sand in Säcke schaufeln. Mit den Sandsäcken wollen wir Tür und Tor verbarrikadieren.“

Der Vater ging hinaus, sattelte seinen Ochsen und ritt vom Hof. Mit trübem Mut ging die Mutter an



Wilhelm ritt auf seinem breitgebendeten Reitochsen auf den Hof.

ihre Arbeit, nur die Knaben lachten und jauchzten beim Füllen der Sandsäcke in heiterem Kinderfimmel, unbekümmert um den bitteren Ernst all dieser Veranstellungen.

Der halbe Vormittag war hingegangen, als Wil-

helm auf seinem breitgehörnten Reitochsen auf den Hof ritt. Ida ging ihm entgegen.

„Eine verfluchte Zucht!“ rief Wilhelm, aus dem Sattel springend, „bei mir ist über Nacht das ganze Nest leer geworden. Ich habe keinen Kerl mehr auf der Farm!“

„Wir auch nicht!“ versetzte Frau Ida.

„Auch der Christian, mein Boy, ist ausgerückt,“ fuhr Wilhelm fort, „und den ganzen Cognac hat das Vieh mitgenommen.“

Da kam auch Fritz im schwerfälligen Trab seines Reittiers auf den Hof geritten. Er hob halb verzweifelnd beide Arme und rief: „Alles weg! Sie haben alles Vieh abgetrieben!“

„Natürlich!“ sagte Wilhelm. „Ich habe auch bloß noch meinen Reitochsen und ein paar Milchtühe. Wenn ich nach Hause komme, sind die auch fort!“

„Bleibe bei uns, Wilhelm!“ bat Ida, seine Hand fassend. „Deine Farm kannst du allein doch nicht halten, und hier ist's doch ein Mann mehr!“

„Selbstverständlich!“ entgegnete Wilhelm, und sah in ihr geängstigtes Gesicht. „Ich will aber noch einmal hinreiten, so schnell wie mein altes Faultier laufen kann, und will sehen, daß ich irgend Wertvolles, das ich noch finde, herbringe. Ich habe mich, als ich den Braten roch, Hals über Kopf aufgemacht, um den Busch abzusuchen und zu sehen, wie's Euch geht.“ Damit sah er auf und ritt davon.

Auch Fritz stieg wieder in den Sattel. „Ich will bei unserm letzten Vieh bleiben,“ sagte er. „Es weidet dicht am Hofe, sie stehlen es uns sonst noch unter den Augen. Angstige dich nicht, ich kann jeden Ruf von dir hören.“

So verging der Tag. Fritz stand mit geladenem Gewehr bei seiner ach! so kleinen Herde, Ida schaffte im Hause, alles für eine etwaige Verteidigung vorzubereiten.

Gegen Abend nahte ein merkwürdiger Zug auf dem ausgefahrenen Karrenwege. Voran Wilhelm, seitwärts auf seinem träge schleichenden Reitochsen sitzend; es folgte eine Kuh, die ein merkwürdiges Gebäude auf den Hörnern trug; es entpuppte sich bei näherem Zusehen als Wilhelms — allerdings bodenlosen — Lehnstuhl; eine zweite Kuh trug die Bibliothek ihres Herrn und Meisters zwischen den Hörnern, einige Kalender, landwirtschaftliche Bücher und das Lieblingsbuch Wilhelms, „Rabenbergers Badereise“; eine dritte Kuh führte einige Kälber an. Ein treuer Hund umkreiste die friedliche Herde.

„Ja, seinen Spaß muß der Mensch haben, das habe ich immer gesagt!“ erwiderte Wilhelm auf die lachende Begrüßung der beiden Bredemüllers, „und meine Sitzgelegenheit bringe ich mir selber mit, denn ich bin an meine Bequemlichkeit gewöhnt, und ich weiß nicht, ob ihr mir das so bieten könnt. Außerdem will ich nicht, daß solch schwarzer Lummel sich auf meinem Sorgenstuhl herumräfelt, — und wenn's ein schwarzer König wäre, ich will es nicht!“

Eine heitere Gelassenheit auch in bittersten Lebenslagen, ein kräftiger Witz gerade in bedrängter

Stunde gibt auch andern frohen Mut und Überlegenheit über ihr Schicksal. So überkam auch die beiden Ehegatten eine neue, belebende Spannkraft, als sie den lieben Gast in ihre Stube führten.

Die Dunkelheit war indes hereingebrochen, draußen im Hofraum war das Vieh sicher eingesenzt, die



Da nahte auf dem Karrenweg ein einsamer Reiter.

Hunde losgeloppelt, im Hause Tür und Läden fest geschlossen.

Am Tisch bei der brennenden Lampe saßen die drei einander gegenüber. Die Männer wollten die Nacht wachen und mindestens alle Stunden die Hofreite umgehen, aber was sollte morgen werden? Wenn man irgend einen Boten hätte, ihn nach der nächsten Station, ein Weg von mindestens 100 Kilometern! zu entsenden? Sollte Wilhelm etwa selbst reiten? Dieser Gedanke wurde ohne weiteres verworfen. Ein einzelner Europäer, und wäre er noch gewandter und sicherer gewesen als selbst Wilhelm, war im Busch verloren. Hier dagegen war Wilhelm mit seinem trefflicheren Gewehr von unbezahlbarem Nutzen. Man mußte geduldig abwarten, bis vielleicht eine Schutztruppenpatrouille sich durchschlug, denn das Ausbrechen des Aufstandes auch in hiesiger Gegend konnte auf der Station nicht lange unemerkt bleiben. Man würde sich bald nach ihnen umsehen. Lebensmittel waren reichlich vorhanden, ebenso Futter für das Vieh und Wasser. Also einige Tage Geduld und bis dahin gespannte Wachsamkeit und Vertrauen auf Gott und die wohlterprobten Waffen.

Die Nacht verging ruhig. Stündlich machten die Männer ihren Rundgang, nichts Verdächtiges fiel ihnen auf.

So kam der andere Morgen heran. Ida besorgte wieder fleißig ihre Wirtschaft, die Männer hüteten, die geladenen Gewehre im Arm, das Vieh.

Da — es war in den Vormittagsstunden und eine glühende Hitze prallte herab — nahte auf dem Karrenweg ein einsamer Reiter. Matt schlich das Pferd mit hängenden Ohren, matt sah der Mann im Sattel, wie schlaftrunken wankend. Beide Freunde

spähten scharf aus: sie erkannten das Khati, den Hut der Schutztruppe, — doch Vorsicht war geboten, — wie oft trugen Hereros die Uniformen gefallener Soldaten!

Nein! es war ein Deutscher. Die Männer eilten freudig dem Reiter entgegen. Der Unglückliche war halb verdurstet und bot einen furchtbaren Anblick. Die Augen starrten aus den Höhlen, die Halsadern waren geschwollen, blau verfärbt die Lippen, ein schwacher Schaum stand vor dem Munde. Die Männer hoben ihn von seinem völlig erschöpften Pferde und auf einen ihrer frischen Reitochsen und führten ihn zum Hause. Man bettete ihn in der kühlen Stube und reichte ihm Wasser, Wasser seinem völlig verschmachteten und aufgeriebenen Pferde.

Als der Reiter sich notdürftig erholt, sagte er mit noch heißerer Stimme, eine Patrouille von zehn Mann liege draußen im Busch, etwa 12 Kilometer von hier, Mann wie Roß völlig verschmacht. Er allein habe sich noch bis hierher schleppen können.

Da galt's kein Säumen. Schnell berieten die Männer: der Soldat würde sich bald erholt haben und konnte an Stelle Wilhelms die Farm verteidigen helfen, Wilhelm sollte den Verdursteten Hilfe bringen. Ein großer Wassertopf wurde gefüllt, den Wilhelm auf seinen Reitochsen lud. Sein Tier nach Kräften spornend, ritt er davon.

Fritz war wieder zu seiner Herde zurückgekehrt. Wieder ein bis zwei Stunden hatte er hier gestanden, als plötzlich der Busch hinter ihm lebendig zu werden schien, — in hellen Haufen drangen sie heraus, die Hereros.

Fritz ließ alles im Stich. In Riesensprüngen eilte er auf sein Haus zu.

Blitzschnell wurden die Türen geschlossen, mit zitternden Händen verriegelte Jda die Fensterläden. Da sprangen die Hereros über die Fenz, Fritz und der Soldat standen an den Hofenstern, von hier aus erfolgte der Angriff. Schuß um Schuß knallte gegen die Feinde. Manch einer stürzte kopfüber von der hohen Umwallung ins Gras, um nicht wieder aufzustehen.

Da hallten Artschläge auch an den vorderen Fenstern. Jda, ihre Kinder an sich gerissen, starrte mit weit geöffneten Augen auf das Gräßliche, da fiel der Laden, ein schwarzer Kopf erschien, ein Schuß blühte auf: Fritz stürzte durch den Hinterkopf getroffen, lautlos in sich zusammen. Für Jda ging alles unter in einem furchtbaren, markerschütternden Schrei.

Gegen Abend ritt auf neu gestärkten Pferden die Schutztruppenpatrouille auf dem Buschweg heran. Mit ihr Wilhelm. Sein Herz stand still, als er die Farm mit ausgebrannten Sparren gen Himmel starren sah. — Die Reiter ritten auf den Hof.

Unter den Trümmern des Hauses lagen der Soldat, Fritz und Jda tot. Die Kinder lebten, sie hatten sich umschlungen, die Köpfechen aneinander gelehnt und waren nach allem dem vielen Weinen einge-

schlafen. Das Jüngste hielt die alte Zemima auf dem Schoß und summite ein Liedchen, mit dem Stumpfsinn ihrer Rasse anscheinend gleichgültig gegen die Verwüstung ringsum.

Wilhelm stieg ein heißes Würgen in die Kehle. Die Tränen rannen ihm unaufhaltsam in den Bart. Er sprang aus dem Sattel und riß die beiden Knaben an seine Brust. „Joa!“ rief er, „ich habe dich lieb gehabt, immer lieb gehabt! Deine Kinder sollen meine Kinder sein!“

Erschüttert standen die Reiter um diese Gruppe. Ihr Führer, ein älterer erfahrener Offizier, schüttelte Wilhelm die Hand. „Das sind die Opfer von Deutsch-Südwest!“ sagte er, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „die Opfer vieler halber und unzureichender Maßregeln.“

„Aber Opfer,“ sagte Wilhelm, sich von seinen Knien erhebend, „die nicht umsonst gebracht sein sollen! Denn, wenn das deutsche Volk seines Deutsch-Südwest auch lange Zeit vergessen hat, jetzt kann es dies Land nicht mehr vergessen um all des Heldenblutes willen, das hier floß für Kultur und ein höheres Recht, als diese Wilden es besitzen.“ —

### Wie es Klaus Federle machte.

Eine Skizze nach dem Leben von E. H. von Zagory.

Klaus Federle war als junger Mensch nach Amerika ausgewandert. Draußen hatte er, wie man so zu sagen pflegt, „Glück“ gehabt. Zuerst freilich nicht, da hatte er sich schwer durchkämpfen müssen, und er hat gar manchmal bei sich gedacht, wenn du so arg schaffest, dann hättest du auch daheim bleiben können. —

Es kam auch eine Zeit, wo er nichts zu schaffen hatte und manchmal nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen und wie er satt werden sollte; ach da sehnte er sich heim, und fürchtete, draußen in der Fremde vor Hunger zu sterben. Aber schließlich fand er doch wieder Arbeit und dann kam der große Glücksfall.

Ein deutscher Bierbrauer suchte einen Biermann, er meldete sich und wurde angenommen, obgleich er keinen ganzen Klotz mehr auf dem Leibe hatte. Der Bierbrauer ließ sich von dem schätzbaren Überzug nicht abstoßen, er war ein Menschenkenner und sah unter dem zerrissenen Rock Tatkraft und Treue und Ehrlichkeit. — Und er hatte sich nicht getäuscht, er fand in Klaus Federle einen so treuen, zuverlässigen, intelligenten Arbeiter, daß er ihm bald eine Bierverkaufsstelle einrichtete.

Klaus Federle bewährte sich auch da, und als er schließlich nach langen Jahren sich zur Ruhe setzte und einer jüngeren Kraft die Sache überlassen hatte, belief sich sein Vermögen auf 20 000 Dollar.

Nun überlegte er, wem er wohl das Geld vermachen könnte, denn Klaus Federle gehört nicht zu den Leuten, die nicht gern an ihr Testament denken, weil sie sich einbilden, wenn sie es machen, müssen sie sterben, im Gegenteil, Klaus Federle wollte sein irdisches Hab und Haus auch aufs beste bestellt